

Kapitel 1

Die Küste lag hinter einem flirrenden Schleier aus Hitze, als hätte der Sommer beschlossen, die Welt nicht nur langsamer, sondern auch vorsichtiger atmen zu lassen. Das Licht stand beinahe unbeweglich über dem Asphalt, spannte sich über die niedrigen Mauern, über die staubigen Hänge und die Terrassen, die sich in geduldigen Linien ins Landesinnere zogen. Es war kein Licht, das etwas hervorhob. Es war eines, das alles gleichmäßig umhüllte, als würde es Unterschiede glätten wollen, bevor jemand sie zu genau betrachten konnte.

Pedro fuhr mit offenem Fenster. Der Fahrtwind war warm, fast schwer, und er trug mehr mit sich als nur Bewegung. Salz vom Meer lag darin, kaum sichtbar, aber deutlich spürbar, dazu der trockene Staub der Straße, der sich auf die Haut legte wie eine zweite, dünne Schicht, und dieser eigenartige Geruch von Erde, die lange keinen Regen gesehen hatte. Etwas Bitteres schwang darin mit, etwas, das sich nicht sofort benennen ließ und gerade deshalb blieb. Es setzte sich nicht fest, aber es verschwand auch nicht. Es war wie ein Gedanke, der sich noch nicht entschieden hatte, ob er ausgesprochen werden wollte.

Er fuhr langsam. Nicht aus Vorsicht und nicht aus Müdigkeit. Es gab keinen äußeren Grund dafür. Und doch war da dieses leise, beharrliche Gefühl, dass Geschwindigkeit hier etwas zerstören würde, noch bevor es begonnen hatte. Die Straße schien ihm recht zu geben. Sie zwang niemanden zur Eile, legte sich in weiten, ruhigen Kurven durch die Landschaft, als hätte sie längst verstanden, dass Ankommen nichts mit Tempo zu tun hatte, sondern mit Bereitschaft.

Links glitzerte das Meer, ruhig und beinahe gleichgültig, als sei es sich seiner eigenen Beständigkeit so sicher, dass es keine Aufmerksamkeit mehr brauchte. Rechts standen Orangen- und Zitronenbäume, ihre Blätter hielten das Licht fest, als hätten sie gelernt, dass man nichts gewinnt, wenn man es einfach ziehen lässt. Zwischen ihnen lagen Felder, trocken, aber nicht leblos. Alles hier wirkte, als hätte es sich mit wenig arrangiert – und genau darin lag eine Form von Stärke, die sich nicht erklären musste.

Pedro legte die Hand locker ans Lenkrad, ließ den Blick wandern, ohne ihn festzuhalten. Es war kein bewusstes Suchen. Eher ein Zulassen. Die Landschaft zog nicht an ihm vorbei – sie blieb, während er sich durch sie bewegte. Und irgendwo in diesem langsamen Übergang begann sich etwas in ihm zu lösen, nicht plötzlich, nicht sichtbar, sondern eher wie ein Muskel, der erst merkt, dass er angespannt war, als er nachgibt.

Er hätte schneller fahren können. Es hätte niemanden gestört. Niemand wartete auf ihn. Niemand erwartete ihn. Und genau darin lag eine Freiheit, die sich zunächst nicht leicht anfühlte, sondern ungewohnt. Freiheit ohne Ziel ist kein Aufbruch. Sie ist ein Zustand, der einen zwingt, sich selbst auszuhalten.

Sein Blick fiel kurz in den Rückspiegel.

Die Straße hinter ihm lag ruhig da, als hätte sie ihn nie wirklich getragen. Keine Spur, kein Hinweis darauf, dass er sie gerade erst hinter sich gelassen hatte. Für einen Moment blieb sein Blick dort hängen, länger als nötig, als würde er prüfen wollen, ob etwas fehlte. Doch da war nichts. Kein Gefühl von Verlust, das sich greifen ließ. Und vielleicht war genau das das Unruhigste daran.

Er wandte den Blick wieder nach vorn.

Die Straße senkte sich leicht, führte weiter zwischen Mauern hindurch, die den Wind nicht aufhielten, sondern nur lenkten. Hier war nichts spektakulär. Keine Aussicht, die sich aufdrängte. Keine Kulisse, die beeindrucken wollte. Und doch lag in dieser Unaufgeregtheit etwas, das sich nicht ignorieren ließ. Etwas, das blieb, auch wenn man nicht danach suchte.

Pedro atmete tiefer ein, als er es zuvor getan hatte. Erst jetzt bemerkte er es. Nicht bewusst. Der Körper hatte entschieden, bevor der Kopf nachkam. Die Luft war warm, aber sie fühlte sich anders an als noch vor einer Stunde. Offener vielleicht. Oder ehrlicher. Als würde sie nichts mehr zurückhalten.

Er fuhr weiter, ließ den Wagen über den Asphalt gleiten, spürte jede kleine Unebenheit, ohne dass sie störte. Die Zeit schien sich hier nicht zu dehnen, sondern zu verteilen. Sie verlor ihre Kanten, wurde weniger messbar, mehr erfahrbar.

Das Schild sah er erst im Vorbeifahren.

SE VENDE

Die Buchstaben waren schief, das Weiß verblichen, der Pfosten vom Salz zerfressen. Dahinter begann, halb verborgen von Oleander und wildem Gras, ein Weg aus hellem Staub, so schmal, dass man ihn leicht für eine falsche Abzweigung hätte halten können. Pedro fuhr weiter. Zwei Sekunden. Vielleicht drei. Dann bremste er.

Der Kies knirschte unter den Reifen, laut in der Stille. Der Wagen kam zum Stehen. Einen Moment blieb Pedro sitzen, die Hände noch am Lenkrad, den Blick nach vorne gerichtet. Etwas in ihm sagte, dass er aussteigen sollte. Nicht dringlich. Nicht laut. Eher beiläufig, wie ein Gedanke, den man sonst übergeht, weil er keinen Anspruch erhebt.

Er atmete aus und öffnete die Tür.

Die Hitze legte sich auf ihn, schwer und ruhig. Keine aggressive Hitze, keine, die etwas forderte. Eine, die einfach da war. Pedro schloss die Autotür hinter sich, hörte das satte Geräusch, das ein Ende markierte, auch wenn er nicht wusste, wovon. Der Weg war staubig, uneben, seine Schuhe hinterließen Spuren, die der Wind bald wieder verwischen würde.

Hinter verwilderten Orangenbäumen stand ein Haus, dessen Fassade die Sonne schichtweise abgetragen hatte. Geborstener Putz. Risse, die nicht neu waren. Fensterläden wie müde Lider. Das Dach an einer Stelle eingesackt, als hätte es irgendwann aufgehört, sich zu wehren.

Die Veranda war teilweise eingestürzt. Gebrochene Balken. Zersplitterte Fliesen. Ein alter Stuhl, vom Wind auf die Seite gelegt. Nichts daran wollte gefallen, nichts war darauf ausgerichtet, Eindruck zu machen. Und doch blieb etwas stehen, das sich nicht aufgab. Etwas, das nicht gefallen wollte, sondern gehalten hatte.

Pedro blieb stehen.

Er wusste nicht, was er erwartet hatte. Vielleicht nichts. Vielleicht genau das. Einen Ort, der nicht glänzte, der nichts versprach und trotzdem da war. Einen Ort, der nicht tat, als sei er unversehrt. Er ging weiter, den staubigen Pfad hinauf. Sein Hemd klebte am Rücken, die Hitze kroch unter den Stoff, legte sich zwischen Haut und Gedanken. In seinem Kopf war es still. Eine Stille, die nicht leer war, sondern gesammelt.

Er legte die Hand auf die Mauer am Eingang. Der Kalk war warm, rau unter den Fingern. Kein neues Haus. Kein Haus, das gefallen wollte. Eines, das überlebt hatte. Das Tor zum Hof war geschlossen. Pedro drückte dagegen. Es gab nach. Die Angeln gaben ein trockenes Geräusch von sich, als müssten sie sich erinnern, wie das ging. Er trat ein.

Der Hof lag still vor ihm. Stein. Schatten. Ein Stück Himmel. Vor ihm die Tür zur Finca, verschlossen. Ein schmaler Spalt im Holz ließ einen Blick ins Innere zu. Dunkelheit. Staub. Etwas Moderiges, kaum wahrnehmbar. Nicht Verfall. Eher Abwesenheit. Pedro lehnte die Stirn an das Holz, dann das Ohr. Nichts. Oder doch: eine Stille, die nicht leer war, sondern aufbewahrte.

Im Hof stand ein alter Brunnen, überwuchert von Efeu und trockenem Gras. Der Stein war porös, das Seil gerissen. Tief unten glitzerte Wasser, kaum mehr als ein Spiegel. Daneben ein Orangenbaum. Mager. Trotzig. Kaum Früchte – doch die Blätter hielten das Licht fest, als wüssten sie nicht, dass es wenig Grund dazu gab. Der Schatten des Baumes fiel in runden Flecken auf den Boden.

Für einen Moment hatte Pedro das Gefühl, zu spät gekommen zu sein. Nicht im großen Sinn. Nur um wenige Minuten. Als hätte hier eben noch jemand gezögert und sich dann anders entschieden.

„Hola.“

Pedro fuhr herum.

Eine alte Frau stand am Tor. Das Kopftuch tief im Nacken, die Haut vom Wind gezeichnet, von der Sonne geglättet. In den Händen hielt sie einen Korb. Ihr Blick war wach, ruhig. Kein Misstrauen. Aber auch keine Neugier. „Suchen Sie jemanden?“, fragte sie.

Pedro brauchte einen Moment, um zu antworten. „Ich habe das Schild gesehen.“

Sie nickte langsam, als sei das Antwort genug. „Das sind die Martí-Felder“, sagte sie. „Oder das, was davon übrig ist.“ Ihre Stimme blieb ruhig. „Land merkt sich, wer geht. Und manchmal auch, wer stehen bleibt.“

Pedro sah noch einmal zum Brunnen. Das Licht zerbrach im Wasser.
„Gehören Sie Ihnen?“

Ein kaum merkliches Zögern. „Nein. Ich heiße Sofia“, sagte sie schließlich. „Meine Tante hat hier fast ihr ganzes Leben verbracht. Ich wohne unten im Dorf. Neben der Kirche.“

„Pedro. Aus Murcia.“

„Murcia ist weit“, sagte sie. „Und nah, wenn der Wind es gut meint.“

Sie stellte den Korb ab und trat ein paar Schritte näher. „Der Besitzer ist jetzt die Bank. Einer hat viel versprochen. Dann blieb der Regen aus. Die Jahre taten, was Jahre tun.“

Pedro nickte. Er wusste nicht, warum ihm das wichtig war. „Kann man es kaufen?“, fragte er.

Sofia sah ihn an. Länger, als es die Frage verlangte. Ihr Blick glitt über ihn, blieb nicht an Kleidung oder Haltung hängen, sondern irgendwo dahinter. „Alles kann man kaufen“, sagte sie schließlich. „Aber nicht alles lässt sich tragen.“

Pedro lächelte. „Ich bin auf der Durchreise.“

Sofia erwiderte das Lächeln nicht sofort. „Das sagen viele und manche irren sich darin.“

Der Wind strich durch den Hof, hob Staub vom Boden, ließ ihn kurz tanzen, bevor er sich wieder setzte. Sofia bückte sich und stellte ihren Korb auf den Brunnenrand, als gäbe es keinen Grund zur Eile. „Wenn Sie wollen“, sagte sie, „kann ich meinen Sohn anrufen.“

Pedro sah sie an. „Ihren Sohn?“

„Antonio. Er hat einen Schlüssel. Er kümmert sich manchmal um das Gelände. Mehr, als gut für ihn ist.“

Pedro zögerte. Nicht aus Unsicherheit. Eher, weil er spürte, dass ein Schritt folgte, der nicht rückgängig zu machen war. „Ich will nichts versprechen.“

Sofia nickte. „Das verlangt hier niemand.“

Sie griff in ihren Korb, tastete zwischen Gemüse und Obst. Ihre Stirn legte sich in Falten. Dann sah sie auf, fast entschuldigend. „Ich habe mein Handy zu Hause vergessen.“

Pedro zog seines aus der Tasche, reichte es ihr, ohne groß nachzudenken. Sie nahm es, wählte eine Nummer, die sie auswendig kannte. „Antonio“, sagte sie, ruhig. „Ja. Ich bin bei der alten Finca. Es ist jemand hier.“ Eine Pause. Dann: „Nein, nichts passiert.“ Sie sah kurz zu Pedro. „Ja. Ich denke schon.“

Pedro hörte nur ihre Hälfte des Gesprächs. Die andere blieb verborgen hinter dem Display, das sie ihm gleich zurückgeben würde.

„Kannst du kommen?“, fragte sie schließlich. „Gut.“ Sie legte auf und reichte Pedro das Handy zurück. Ihre Finger berührten seine kurz, beiläufig. „Er ist unterwegs. Er bringt die Schlüssel“, fügte sie hinzu. „Es dauert nicht lange.“ Sofia nahm den Korb. „Ich gehe zurück ins Dorf. Ihr kommt zurecht.“

Pedro wollte etwas sagen, wusste aber nicht was. Sie war schon auf dem Weg zum Tor, drehte sich dort noch einmal um. „Antonio kennt das Haus“, sagte sie. „Und es kennt ihn.“

Dann ging sie. Der Hof lag plötzlich weiter da. Still. Die Geräusche der Straße waren verschwunden, als hätte jemand eine Tür geschlossen.

Kurz darauf mischte sich das Knarren des Hoftors unter das Rauschen des Windes.

Antonio stand neben Pedro, den Schlüsselbund in der Hand. „Kommen Sie“, sagte er schließlich. Er ging voraus – nicht hastig, nicht zögernd. Als wüsste er, dass Zeit hier nichts bedeutete. Die Haustür stand offen. Antonio ließ Pedro eintreten, folgte ihm erst, als dieser selbst einen Schritt gemacht hatte.

Drinnen war es kühler. Der Staub lag wie ein feiner Schleier in der Luft. Antonio blieb stehen, ließ Pedro die Finca sehen, ohne zu erklären. Hohe Decken. Alte Türen. Ein Wohnzimmer, das einmal Mittelpunkt gewesen war. Nicht groß, aber weit. Pedro ging langsam hindurch. Seine Schritte klangen gedämpft. Er berührte nichts, aber er sah alles. Die Wände, die Fenster, das Licht, das sich hielt, als wüsste es noch, wohin es gehörte. Gleich neben dem Eingang lag die Küche. Ein großer Tisch. Gemauerter Herd. Staubige Regale, aber nicht aufgegeben.

„Das ist noch original“, sagte Antonio.

Sie gingen weiter. Ein kleineres Zimmer mit Blick in den Garten. Weitere Räume, leer, ruhig, wartend. Keine Spuren von Verfall, nur von Abwesenheit. Pedro hatte das Gefühl, dass man hier nicht eingedrungen war, sondern aufgenommen.

Antonio blieb im Türrahmen stehen. Beobachtete Pedro, ohne ihn anzusehen. „Viele kommen hier rein“, sagte er. „Und gehen sofort wieder.“

Pedro drehte sich um. „Warum?“

Antonio zuckte leicht mit den Schultern. „Weil das Haus nichts vorgibt.“

Sie traten wieder hinaus in den Hof. Die Sonne stand tiefer, das Licht wärmer. Antonio ging auf das kleine Nebengebäude zu, blieb davor stehen.

„Das hier“, sagte er, „war immer der ruhigste Ort.“

Er schloss auf. Die Tür gab nach, leise, ohne Widerstand.

Der Raum war klein. Niedrig. Ein Fenster, das das Licht bündelte. Ein Bettgestell ohne Matratze. Ein schmaler Tisch. Ein Stuhl. Staub auf dem Boden. Ordnung in der Einfachheit.

Pedro trat ein. Der Raum hatte etwas Bewahrendes. Nichts Überflüssiges. Nichts, das fehlte. „Hier“, sagte er leise.

Antonio sah ihn an. Sagte nichts. Der Blick hielt einen Moment zu lang – nicht herausfordernd, nicht zufällig.

Pedro spürte etwas Warmes, Unruhiges. Er sah weg.

„Das Dach ist angeschlagen“, sagte Antonio schließlich. „Aber nicht verloren.“

Pedro nickte. „Das meiste hier ist nicht verloren.“

Sie standen einen Moment nebeneinander. Kein Gespräch. Kein Plan. Nur das Wissen, dass etwas begonnen hatte, ohne ausgesprochen worden zu sein.

Als Pedro später im Auto saß und den Motor startete, wusste er, dass er fahren würde. Nach Murcia. Nicht aus Sehnsucht. Sondern, um etwas zu Ende zu bringen. Aber nicht alles in ihm folgte der Straße.

Manche Orte, dachte er, öffnen keine Türen.
Sie stellen nur Fragen.
Und warten, ob man zurückkommt.